



# Tübingen

IM WANDEL DER ZEIT



WIKOM MEDIA

Martin Wein

1887 - 1889 - 1914 - 1918 - 1923 - 1933 - 1944 - 1947 - 1959 - 1967 - 1991 - 2006 - 2010 - 2022





# Tübingen

im Wandel der Zeit

Martin Wein

# Tübingen im Wandel der Zeit

Tübingen – das ist die „kleine große Stadt“, wie sie unser verstorbener Ehrenbürger Walter Jens einst treffend charakterisiert hat. Er meinte damit ein Gemeinwesen, das zwar klein an Köpfen, aber groß an Geist und Geschichte ist. Und ja, Tübingen mit seinen rund 90 000 Einwohnern ist übersichtlich und eine Stadt der kurzen Wege. Und gleichzeitig hat unsere Stadt seit jeher Vieles und Großes zu bieten. Tübingen hat den Neckar. Ein Schloss. Den Schlossberg mit dem Aussichtspunkt Lichtenberger Höhe. Tübingen hat eine historische Altstadt. Die Platanenallee und Parkanlagen. Den denkmalgeschützten Bismarckturm und den Hölderlinturm, große Dichter, Denker und Persönlichkeiten wie Hegel, Hölderlin und eben Walter Jens.

Kein Wunder also, dass Tübingen jedes Jahr viele Menschen aus nah und fern anzieht, die dieses besondere Flair genießen und die Geschichte und lange Tradition unserer Stadt erkunden wollen. Ich freue mich sehr, dass die vorliegende Chronik allen Tübingen-Interessierten einen bild- und inhaltsstarken Eindruck unserer Stadt gibt und sie mitnimmt auf eine Zeitreise, die nicht nur die fast tausendjährige Stadtgeschichte umreißt, sondern auch in die Gegenwart und Zukunft Tübingens blickt. Die folgenden Seiten zeigen: Es gibt viel

zu erzählen über Tübingen, über die Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt, die Unternehmerinnen und Unternehmer. Allein schon Tübingens Vergangenheit ist reich an Geschichten. Im Vergleich zu anderen Städten dieser Größe hat Tübingen eine besonders ansehnliche Historie, geprägt von der Universität und der Geistes- und Weltgeschichte, aber auch von den „einfachen“ Menschen, die etwa als Handwerker oder Weingärtner ein hartes Leben jenseits der „alma mater Tubingensis“ führten.

Mittlerweile steht Tübingen für eine zukunftsorientierte Stadt mit einer hochentwickelten Wirtschaft. Viele Unternehmer und Betriebe finden hier den richtigen Nährboden für große Ideen und die Möglichkeit, „out of the box“ zu denken – auch in Zeiten von Krisen, wie der des Klimas oder der Corona-Pandemie. Tübingen geht gerne voraus, geht auch ans Eingemachte: So sind wir mittlerweile Vorreiter beim Klimaschutz, machen mit unserer Klimaschutzkampagne seit vielen Jahren erfolgreich „blau“. Bis 2030 werden wir klimaneutral sein – das ist unser Ziel und wir wollen in Tübingen einen neuen Maßstab für Lebensqualität und eine klimafreundliche Zukunft setzen.

Das alles macht „Tübingen im Wandel der Zeit“ auf den folgenden Seiten spürbar

und erlebbar. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern viel Freude, interessante Einblicke und neue Perspektiven bei der Zeitreise durch Tübingens Geschichte.

Ihr



Boris Palmer  
Oberbürgermeister



# Kennzeichen TÜ

**Schon der erste Blick verrät einiges über Tübingens wendungsreiche Vergangenheit. Warum sich ein zweiter lohnt, verrät dieses Buch**

Tübinger haben es gut. Kommen Gäste in die Stadt, stellt man sie einfach auf die Neckarbrücke und wartet entspannt ab. Es dürfte kaum jemanden geben, der das Panorama nicht mit Begeisterung quittiert. Ja, die bunt berankten Blumenkästen am Brückengeländer sind fast schon ein wenig zu viel des Guten. Man denkt an die „Geranienschweiz“, aber keineswegs mehr an Eduard Möricke. Der griesgrämige Dichter hatte Tübingen noch „in einem recht leeren und stillen Katzenjammer“ daliegen sehen. Herr Möricke, heute ist Beschaulichkeit Trumpf. Man rennt das regionale Verwurzelung.

Nur wenige Städte präsentieren sich auf den ersten Blick derart eindeutig positiv. Spaziert man von der Brücke weiter in Richtung Mühlstraße und von dort nach links steil in die Altstadt hinauf mit ihren engen Kopfsteinpflastergassen oder rechts auf den Österberg, dann ist schon etwas mehr Mühe notwendig. Die Stadt habe „eine höchst unbequeme“ Lage, schimpfte im 18. Jahrhundert der Aufklärer und Satiriker Friedrich Nicolai. Daran hat sich nichts geändert. Wie auch.

Schon der Name Schloss Hohentübingen verrät eigentlich alles. Tübingen und sein Schloss sind eben nicht auf dem platten Land gebaut. Es gibt Höhen und Tiefen zu überwinden – genauso wie in der Geschichte. Die beginnt verheißungsvoll als Burgmannstadt und Regierungssitz, verliert zwischendurch erheblich an Drive, nimmt mit der Uni im späten Mittelalter wieder Fahrt auf. Die Industrielle Revolu-

**Nur wenige Städte präsentieren sich auf den ersten Blick derart eindeutig positiv**

tion lässt Tübingen einfach mal links liegen. Im Grunde genommen steigt die Stadt erst in die Moderne ein, als längst die Dienstleistungsgesellschaft oberste Prämisse ist.

Auch die Viertel der Südstadt außerhalb der ehemaligen Stadtmauern erzählen Geschichte, wenn man genau hinschaut. Die alten Kasernen berichten vom Militarismus der Kaiserzeit und danach, aber auch von den Besatzungsjahren mit den französischen Gästen – und wie die

Tübinger nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes 1989 den besetzten Raum wieder für sich eroberten. Oben auf den Höhen dann entstehen Standorte der Spitzenforschung mit Weitblick in die Zukunft.

Wie auf einem langen Spaziergang soll dieses Buch Sie unterhaltsam und anschaulich durch die Zeiten begleiten. Schauen Sie mal links und rechts, bleiben Sie stehen und lesen Sie genauer. Wegpunkte zwischendurch gibt es viele. Die Jahreszahlen liefern die nötige Orientierung. Die Chronik zeigt grobe Entwicklungslinien auf und wer sie prägte. Sie berichtet, was zeittypisch war und was typisch tübingsch.

Walter Jens sah in seiner Heimatstadt „eine Stadt mit dem Janus-Gesicht“. Er schrieb: „Weingärtner und Wissenschaftler; bodenständige Philosophen zwischen Ammer und Markt, wo das Volk wohnt, und Biochemiker, gestern in Cleveland, morgen in Tokio, auf der Morgenstelle in ihren Labors. Droben die Neonwaben und drunten, zwischen Ufer und Steilhang, das Haus Scardanellis.“ Recht hat er. Allerdings geraten in dieser Sichtweise die drunten im Tal manchmal etwas aus dem Blick. Dabei sind doch sie es, die die Stadt am Laufen halten, die sie lebenswert machen. Ein Schwerpunkt dieser Chronik

liegt deshalb auch auf der Tübinger Wirtschaft, den Familien und ihren Betrieben, die oft schon seit vielen Generationen mit ihren Ideen und ihrem Einsatz das Gesicht und die Leistungsfähigkeit der Stadt prägen. Allen, die in diesem Sinne ihren Beitrag zur Geschichte und Geschichtsschreibung Tübingens an dieser Stelle leisten, einen herzlichen Dank. Besonderer Dank gilt Prof. Dr. Kai Januschowski aus Tübingen. Ohne ihn wäre dieses Buch so wohl nicht entstanden.

Martin Wein

Tübingen, im Mai 2022

*Der Tübinger Altstadt kern rund um Schloss und Stiftskirche wirkt bis heute nahezu unverändert. In der Vergangenheit ist das ein Zeichen ausbleibender Entwicklung, heute jedoch ein riesiges Pfund*







# Inhaltsverzeichnis

## Vorwort

Boris Palmer, Oberbürgermeister | 3

## Vorwort

Kennzeichen TÜ | 4

## Die Urgeschichte

-12000 Von Mammuts und Menschen | 10



## Vorgeschichtliche Wegmarken

-2000 Kupfer, Bronze, Eisen | 16

## Die Alemannen

213 Tuwos Leute | 20

## Schloss Hohentübingen

1078 Palisaden gegen Heinrich | 22

## Pfalzgrafschaft Tübingen

1149 Hugos Pfennige | 26



## Kloster Bebenhausen

1183 Rudolf geht stiften | 28

## Die Stadtrechte

1231 Markt halten | 32

## Altenhilfe Tübingen

1291 Solidarität der Generationen | 36

## Herzöge von Württemberg

1342 Verkauft! | 37

## Das Rathaus

1435 Viel los im Öhrn | 40



## Gründung der Universität

1477 Eberhard wagt's | 42

## Der Tübinger Vertrag

1514 Kassieren und Regieren | 46



## Die Reformation

1534 Melanchthons Erben | 50

## Die Stocherkähne

1544 Im Trüben stochern | 54

## Johannes Kepler

1571 Die Sonne im Zentrum | 56



## Im Dreißigjährigen Krieg

1631 Der Kirschenkrieg | 58

1752 **Die Sternwarte**  
Krafft schaut ins All | 60

1771 **Stadtbrände**  
Feuer in der Ammergasse | 62

1787 **Johann Friedrich Cotta**  
Cottas Klassiker | 64



1806 **Friedrich Hölderlin**  
Verrückt im Turm | 66

1847 **Im Vormärz**  
Sturm auf die Kunstmühle | 70

1848 **Die Märzrevolution**  
Demokratie wagen | 74

1854 **Kreissparkasse Tübingen**  
Eine Bank für alle Fälle | 76



1861 **Der Gleisanschluss**  
Tübingen unter Dampf | 78

1862 **Stadtwerke Tübingen**  
Vom Gaswerk zur Energiewende | 80

1863 **Die Universität im 19. Jahrhundert**  
Neues Wissen | 82

1877 **Trautwein Zweirad-Center**  
Auf die Räder, fertig, los | 86

1879 **Städtische Infrastruktur**  
Wasser marsch! | 87

1885 **Kemmler Baustoffe**  
Auf Zement gebaut | 88

1886 **Volksbank in der Region**  
Viele schaffen mehr | 90



1887 **Otilie Wildermuth**  
Im Jugendgarten | 91

1889 **Gebrüder Schmid Bauunternehmung**  
Wer baut, der bleibt | 92

1898 **Peetz Bedachungen**  
Alles unter Dach und Fach | 94

1898 **Der Österberg**  
Wohnen im Grünen | 96

1898 **Maler Eehalt**  
Experten für Tapetenwechsel | 98

1899 **GWG Tübingen**  
Ein Zuhause für alle | 99

1903 **Frisör Müller**  
Kopfarbeit mit Kamm und Schere | 100

1904 **Betten Hottmann**  
Besser schlafen | 101

1907 **AKG Rechtsanwälte**  
Alles was Recht ist | 102



1914 **Erster Weltkrieg**  
Kriegswecken und Lazarettzüge | 103

1918 **Weimarer Jahre**  
Leben im Volksstaat | 108

1919 **Walter AG**  
Fräsen, Drehen, Bohren und  
Gewinden | 111



1923 **Walter Jens**  
Plädoyer für das Positive | 112

1923 **Bestattungsdienst Rilling & Partner**  
Begleiter des Übergangs | 114

1924 **Hahn Bau**  
Stein auf Stein | 115

1933 **Die NS-Zeit**  
Braune Vorzeichen | 116

1944 **Zweiter Weltkrieg**  
Schrecken aus der Luft | 120

1945 **Französische Besetzung**  
Doblers Botschaft | 124

1947 **Württemberg-Hohenzollern**  
Plötzlich Hauptstadt | 126

1950 **Landestheater Tübingen**  
Zwischen den Stühlen | 130

1953 **CHT Group**  
Chemie fürs Leben | 132

1954 **Max-Planck-Institut für Biologie**  
Leben verstehen | 134

1959 **Partnerstädte**  
Von Monthey bis Moshi | 135

1960 **Hans Küng**  
Für ein Weltethos | 136

1960 **Erika und Sophie Frommlet**  
Neue Kleider | 137



1967 **Studentenproteste**  
Schah, Schah, Scha(h)bernak | 138

1968 **Glaserei Fritz**  
Für Durchblick sorgen | 142

1968 **Max-Planck-Institut für  
biologische Kybernetik**  
Die Welt im Kopf | 143



1969 **Hartmetall-Werkzeugfabrik Paul Horn**  
Mit Nutenmessern fing es an | 144

1969 **Hecht Einrichtungen**  
Wohn- und Lichtkonzepte | 146

1975 **Dachs Bartling Spohn & Partner  
Rechtsanwälte**  
Die Teamkanzlei | 147

1977 **Ernst Bloch**  
Das Prinzip Hoffnung | 148

1980 **Haefele Architekten**  
Achtsam bauen | 150



1991 **Abzug der Franzosen**  
Loretto wird bunt | 152

1991 **DKMS**  
Ein Versprechen, das Leben rettet | 154

1991 **BayWa r.e. Solar Energy Systems**  
Solarstrom für jedes Dach | 156

1994 **Pferdeklinik und Kleintierpraxis  
Domäne Ammerhof**  
Tradition und Innovation | 158

1995 **Christiane Nüsslein-Volhard**  
Herrin der Fliegen | 159

1998 **Dr. Angelika Vogel Oralchirurgie**  
Bitte lächeln | 160

2001 **Ewald Weimer**  
Fliesen bringen Freude | 162

2002 **Mey Generalbau**  
Die Problemlöser | 164

2006 **Bernd Eschner Spedition & Logistik**  
Giganten der Straße | 166



2006 **Politikwechsel**  
Nicht auf der Flucht | 168

2008 **Börner Lebenswerk**  
Ursachenspezifische Diagnostik  
und Therapie | 170



2008 **Einsatz für den Klimaschutz**  
Die Blaumacher | 171

2010 **Die Universität heute**  
Exzellent! | 174

2011 **Max-Planck-Institut für  
Intelligente Systeme**  
Wahrnehmen, Lernen, Handeln | 178

2021 **Die Corona-Pandemie**  
Das Tübinger Modell | 179

2022 **Die Stadt heute**  
Tübingen lebt auf | 180

**Literaturverzeichnis** | 184

**Inserentenverzeichnis** | 186

**Der Autor** | 190

**Impressum** | 190

# -12000

## Die Urgeschichte

# Von Mammuts und Menschen

Unter dem Napoleonkopf bei Rottenburg hinterlassen Menschen ihre ersten Spuren noch bevor die Eiszeitgletscher endgültig geschmolzen sind. Von da an bleiben sie dem Neckartal und seinen Erhebungen fast immer treu. Später lassen sich neue Siedler dauerhaft nieder und kultivieren den fruchtbaren Lössboden

Zu Beginn dieser Geschichte der Stadt Tübingen haben Mauern oder Grenzsteine keinerlei Relevanz. Es gibt schlicht noch nicht das räumliche Konzept von drinnen und draußen, als die ersten Menschen nachweislich durch das heutige Gebiet des Landkreises Tübingen strömern. Es macht mithin keinen Sinn, die Erzählung allein auf das Stadtgebiet zu beschränken. Unsere Expedition durch die Zeit beginnt deshalb gut 20 Kilometer südwestlich am Wanderparkplatz Hasenkreuz. Wir sind dazu von Tübingen über Rottenburg und rechterhand vorbei an der Weilerburg gefahren und schließlich von der Hohenzollerstraße rechts in eine Stichstraße abgebogen. Vom Parkplatz aus geht es zu Fuß an der großen Wanderkarte vorbei

auf dem linken Weg ins Katzenbachtal hinunter zur ehemaligen Ziegelhütte. Weit ist es nicht. Und nur einen Steinwurf von diesem alten Gutshof entfernt liegt ein Felsvorsprung, der vor einem Jahrhundert noch deutlich weniger verwittert war. Napoleonköpfe nannten ihn damals die Leute in der Gegend. Die Konturen erinnerten an den markanten Dreispitz des französischen Kaisers.

Näherungsweise 560 Generationen vor Napoleon ist der Felsvorsprung im geschützten Talgrund eine Landmarke. Vermutlich fällt er deutlich klarer ins Auge seiner Besucher. Die ganze Umgebung ist zu dieser Zeit viel besser einsehbar und gleichzeitig schlechter geschützt. Die grünen Wälder von heute gibt es damals nicht. Eisige Fallwinde fegen vom südlichen Eisschild der Voralpen über die Schwäbische Alb hinab ins Tal. Würm-Glazial werden Geologen diese Zeit später nennen nach einem Flüsschen in Bayern. Es ist das letzte Aufbäumen der nördlichen Vereisung vor der Zwischenwarmzeit, in der wir leben.

Würde jemand damals Wetteraufzeichnungen anstellen, so läge die Durch-

schnittstemperatur im Jahreslauf im Raum des heutigen Tübingen bei etwa -3 Grad Celsius. Das sind rund zehn Grad weniger als heute. Wenn man bedenkt, dass allein eine Erhöhung von zwei Grad zum vorindustriellen Temperaturniveau das heutige Klimageschehen weltweit merklich aus dem Lot und die Eiskappen an den Polen zum Schmelzen bringen wird, dann muss man bei diesen Verhältnissen eigentlich in eisige Schockstarre verfallen.

Tatsächlich heißt das aber nicht, dass das untere Neckartal damals ganzjährig in Eis und Schnee festgefroren wäre. In der Würm-Kaltzeit vor 116 000 bis etwa vor 10 000 Jahren rutschen die Gletscherzungen schon bedeutend weniger weit in die Ebenen hinaus als in der vorangegangenen Rib-Kaltzeit. Der mächtige Rheingletscher streckt sich im Südwesten etwa bis nach Schaffhausen aus und schmiegelt dabei das Becken des Bodensees aus dem Grund. Im Südosten dringt der Illergletscher aus den Allgäuer Alpen vor etwa 20 000 Jahren bis in die Gegend von Bad Grönenbach vor. Beide Orte liegen auf direktem Weg jeweils kaum mehr als 100 Kilometer oder fünf Tagesmärsche von

Tübingen entfernt. Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb erstreckt sich damals eine zugige Kältesteppe. Niedrige Zwergweiden und windschiefe, kaum hüfthohe Birken winden sich am Boden und trotzen der Kälte. Gräser, Beeren, Moose und Flechten prägen das Bild. Im Sommer wird es sicher auch mal 15 oder sogar 20 Grad warm. Aber der Sommer ist kurz und der Winter mit einer geschlossenen Schneedecke ist ähnlich lang wie heute im Norden Skandinaviens. Dort findet man auch noch Bewohner, die sich beim Schmelzen der Gletscher nach Norden zurückgezogen haben: Rentiere. So wie ihre Weiden am Nordkap kann man sich die Landschaft rund um Tübingen vorstellen, als moderne Menschen hier ihre ersten Spuren hinterlassen.

Unsere Vorfahren würden es allerdings reichlich merkwürdig finden, wenn wir sie um ihr frostiges Schicksal bedauern. Aus ihrer Sicht gleicht die Gegend einem Paradies und sie sind natürlich aus freien Stücken hierhergekommen. Die Gesteine der Region haben sich schon im Erdmittelalter gebildet. Damals war das Land Teil eines flachen Ozeans. Muschelschalen sind



von immer neuen Sedimenten zu dicken Kalkschichten zermahlen und verpresst worden. Darauf lagern dicke Tonschichten aus dem Jura, der Blütezeit der Dinosaurier. Skelettfunde von Fischeosauriern stammen aus dieser Zeit. Auf diesem wenig fruchtbaren Untergrund hat der Wind eine dünne Schicht aus fruchtbarem Lösslehm ausgeweht, den die Gletscher im Süden abgeschmirgelt haben. Der Lössboden ist gelbgrau und so fruchtbar, dass auch heute noch die Ackerbauern und Weingärtner dankbar dafür sind. In der Würm-Kaltzeit lässt er die Gräser so üppig sprießen, dass ein ganzer Zoo imposanter Weidetiere davon satt wird.

Rentiere bilden dabei nur das wenn auch zahlreiche Fußvolk. Knochenreste, die die ersten derzeit bekannten Besucher im Kreisgebiet vor 14000 Jahren unter dem Napoleonkopf achtlos zurücklassen, stammen auch vom Rothirsch oder vom Wollmammut. Sicher gibt es auch Wildpferde, Wisente und Auerochsen. Natürlich äst die Megafauna damals auch am Tübinger Neckarufer. Ein Mammutzahn, der unter der Mühlestraße entdeckt wurde, belegt das. Die Knochen zeigen:

*Vor 14000 Jahren durchstreifen Mammute auch den Tübinger Raum und sind eine begehrte Jagdbeute für die ersten modernen Menschen in der Region. Rekonstruktion im Royal Victoria Museum, Kanada*



Foto: Adobe Stock / by-studio

Foto: Adobe Stock / Jayce Giddens

Das Jagdglück ist den ersten Menschen im Tübinger Raum hold. Es gibt keinen Mangel an Nahrung. Längst haben die Menschen dieser urgeschichtlich Magdalénien genannten Zeit gelernt, ihre Beute mit Fernwaffen wie der hochpräzisen Speerschleuder zu erlegen. Das erhöht die Trefferquote erheblich und schützt vor eigenen Verletzungen. Auch Raubtiere wie Braunbären kann man damit auf Distanz halten. Als Aufpasser hilft der Hund. Nach neuesten genetischen Untersuchungen haben sich Wölfe schon 3000 Jahre vorher im vereisten Europa zu den Menschen ans Herdfeuer gelegt und eine eigene Art entwickelt. Untersuchungen bei Naturvölkern haben ergeben, dass die selbstversorgende Lebensweise von Jägern und Sammlern insgesamt weniger Zeit und Einsatz fordert als unsere. Und das Fernsehprogramm vermisst sicher auch niemand. Und es gibt durchaus schon Annehmlichkeiten. Das Feuer ist längst bezwungen und macht die Fleischmahlzeiten gegrillt viel leichter verdaulich. Die Flammen spenden Behaglichkeit und halten nachts Raubtiere auf Abstand. Daneben erleichtern differenzierte Werkzeuge das Leben. Klingen und Bohrer aus Feuersteinsplitteln helfen beim Häuten, Zerlegen und Fertigen einfacher Kleidung. Als der Fundplatz im Katzenbachtal 1906 entdeckt



Mit den Tierfiguren wie dem Wildpferd (oben) oder dem Mammut (unten) aus der Vogelherdhöhle hütet das Museum der Universität Tübingen einige der ältesten Kunstwerke der Menschheit. Sie entstanden vor 40 000 Jahren

Fotos: Juraj Liptak, Universität Tübingen

wird, kommen sie ebenso ans Tageslicht wie eine Knochenspitze und zwei Perlen aus Pechkohle, die wohl an einer Schnur getragen wurden. Der erstaunlichste Fund ist allerdings eine Muschelschale mit einem Loch darin, die wohl ebenfalls als Schmuck gedient hat. Sie stammt zweifelndfrei aus dem Mittelmeer. Das älteste bekannteste Importgut im Landkreis hat seinen Weg also schon vor 14 000 Jahren über die vergletscherten Alpen gefunden. Wie weit es die modernen Menschen in der Gegend schon in der Altsteinzeit tatsächlich gebracht haben, zeigen seit einigen Jahren 16 Vitrinen in einem eigenen Raum der Sammlung der Älteren Urgeschichte im Museum der Universität Tübingen (MUT) im Schloss Hohentübingen. Darin versammelt ist die größte Sammlung ältester figürlicher Kunst weltweit. Es ist ein Eiszeit-Zoo im Miniaturformat. Neben einem Fisch und einem Igel stehen hier ein Wisent und mehrere Höhlenlöwen sowie ein Mammut und das weltberühmte Vogelherdpferd hinter Glas. Schon vor 40 000 Jahren haben geschickte Hände die wenige Zentimeter kleinen Figuren aus den Stoßzähnen von Wollmammut geschnitzt. Es ist die Zeit, als der Homo sapiens an die Stelle seines entfernten Verwandten tritt. Der Neandertaler ist zwar kein bisschen weniger intelligent. Sein





Foto: Martin Wein

*In der letzten Eiszeit bevölkerten Rentiere die damalige Kältsteppe im Neckartal wie heute den Norden Norwegens*



# -12000

robusterer Körperbau und das stärkere Gebiss reichen ihm aber in der sich wandelnden Welt offenbar nicht mehr zum Vorteil. Immerhin hinterlässt er einen kleinen Teil seines Genpools dem modernen Menschen. Gegen die Liebe oder die gute Gelegenheit ist eben niemand gefeit.

Die Proportionen der Eiszeitfiguren sind erstaunlich gelungen. Ob sie als Zeitvertreib, Spielzeug, Talisman oder Opfergabe geschaffen werden, sei dahingestellt. Jedenfalls haben die frühen Künstler sie in Karsthöhlen wie der Vogelherdhöhle bei Heidenheim zurückgelassen, in denen die Menschen auch während der kältesten Zeiten allenfalls kurzfristig lagerten. Von wegen Höhlenmenschen! Die Objekte sind derart einmalig, dass die sechs bedeutendsten Fundhöhlen in den Tälern von Ach und Lone auf der Schwäbischen Alb von der UNESCO seit 2017 als Weltkulturerbe der Menschheit eingestuft sind. Zwar liegen sie eine gute Autostunde östlich von Tübingen. Aber man kann mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass die ersten Künstler der Menschheitsgeschichte Mammut und Co auf ihren Wanderungen auch ins untere Neckartal gefolgt sind. Nur haben wir ihre Spuren vermutlich noch nicht gefunden.

Für 3000 Jahre nach dem Jagdbesuch am Napoleonkopf passiert erstmal nichts



*Die Vogelherdhöhle bei Heidenheim eine Autostunde östlich Tübingens gehört heute wegen ihrer einzigartigen Funde von 40 000 Jahre alter Eiszeitkunst zum Weltkulturerbe der Menschheit*





Foto: Thilo Parg

Weltbewegendes, von dem wir wüssten. Man muss sich diesen Zeitraum auf der Zunge zergehen lassen. Er entspricht etwa der Zeitspanne vom Ramses II. in Ägypten bis heute. Man könnte schwerlich behaupten, da sei nichts passiert. Aber der Spiralkreislauf vom Höher, Schneller und Weiter hat in der Altsteinzeit noch nicht eingesetzt. Die Selbstversorgungswirtschaft stellt die Bedürfnisse der Menschen weitgehend zufrieden. Warum man ein Haus, ein Auto (oder zwei) und ein Boot besitzen sollte, kann sich niemand vorstellen.

An dieser Lebensweise ändert sich auch grundlegend noch nichts, als das Eis um 9600 v. Chr. zurück in die Alpen weicht und der Wind die Pollen von Kiefern, Birken und Haseln in die Gegend weht. Dass bei dieser Gelegenheit die Mammuts aussterben, hat nach vorherrschender Meinung in der Wissenschaft allerdings nicht nur damit zu tun, dass ihr Lebensraum schwindet. Die Mammutjäger sind so erfolgreich, dass sie wohl einigen Anteil daran haben. Dafür gehen sie jetzt verstärkt fischen. Auf dem Spitzberg bei Hirschau oder bei Pfrondorf hat man ihre Pfeilspitzen und Feuerstein-Abschläge gefunden. Nochmals gut vier Jahrtausende vergehen. Dann kommt es zur Revolution: In nur 200 Jahren drängen neue Menschen aus

dem Vorderen Orient nach Europa. Im Gepäck haben sie eine gänzlich andere Art zu leben. Sie haben Gräser nicht nur geerntet, sondern einen Teil der Samen wieder eingepflanzt. Über Generationen sind so Urgetreide entstanden, deren Stärke man zu Brei verkochen oder zu Brot backen kann. Damit lassen sich größere Familien ernähren. Übrigens wird mit der stärkehaltigen Ernährung auch Karies zu einem fortan treuen Begleiter der Menschheit. Auch weitere Tiere wie Kühe und Schafe werden domestiziert. Die Bevölkerung wächst. Dann kommt es vor etwa 8200 Jahren zu einer kurzen aber kräftigen Abkühlung im fruchtbaren Halbmond. Diese Misox-Schwankung könnte die Ressourcen verknappt und Menschen gezwungen haben, nach Neuland Ausschau zu halten. Auf ihrem Weg nach Norden stoßen die Emigranten schon bald auf angenehme Verhältnisse. Vor etwa 8000 Jahren beginnt in Europa die wärmste Phase der aktuellen Zwischeneiszeit. Die Temperaturen liegen im Durchschnitt ein bis zwei Grad über denen im 20. Jahrhundert und die Winter sind sehr mild. Ein Optimum für eine Kultur von Ackerbauern. Die Menschen werden häuslich. Auf den Lössflächen im Westen des Landkreises schachten sie sich Wohngruben aus und überdecken sie mit niedrigen Dächern.

Sie graben Brunnen und legen schützende Gräben an. Dabei ist wie heute beim Immobilienkauf Lage ein Hauptkriterium. Vor allem Hügel wie der Kirchberg bei Reusten sind begehrt. Denn Eigentum ruft potenzielle Neider auf den Plan. Die möchte man möglichst früh erkennen und seinen Besitz von oben verteidigen. Die umgebende Natur wird vom Lebensraum zu einem unheimlichen Ort, vor dem man sich schützen möchte.

Die neuen Leute planen für die Zukunft und produzieren ihre Nahrung selbst. Um Vorräte anzulegen, formen sie aus Ton und Wasser Krüge und Schüsseln und verzieren sie mit umlaufenden eingeritzten wellen- oder spiralförmigen Bändern. Bandkeramiker nennen sie deshalb heutige Wissenschaftler. Reste ihrer Siedlungen treten im Kreisgebiet in den 1930er-Jahren zutage. Wer für die Zukunft vorsorgt, der kommt nicht umhin, sich auch mit dem Tod zu befassen. Was die Menschen der Jungsteinzeit tatsächlich glauben, ist heute nicht mehr zu rekonstruieren. Jedenfalls sind sie der Ansicht, dass man Verstorbene nicht einfach aus dem Haus tragen sollte. Bei Reusten begraben sie einen Toten in typischer Hockstellung. So als könne er irgendwann wieder aufstehen und seines Weges gehen.



# Kupfer, Bronze, Eisen

Metall bringt Fortschritt und demonstriert Reichtum. Daher hat man es im Tübinger Raum verschiedentlich auch seinen Besitzern mit ins Grab gelegt. Die Spuren bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung geben dennoch bis heute mehr Fragen als Antworten auf

Gut möglich, dass der Baggerfahrer einen Fluch ausstößt. Bei Kanalisationsarbeiten für einen Neubau am Herrenweg in Tübingen-Weilheim ist die Schaufel seiner Baumaschine in 1,5 Metern Tiefe auf einen massiven Widerstand gestoßen. Da muss man aussteigen und erstmal nachsehen, was da im Tonboden liegt. Wie sich schnell zeigt, sind es sogar zwei Teile eines riesigen Felsbrockens von zusammengesetzt 4,5 Metern Höhe. Für die Bodendenkmalpflege ist der Zufallsfund im April 1985 ein großes Glück. Was aus der Erde geborgen wird, ist nördlich der Alpen nämlich ein Unikat und allenfalls mit Funden aus Tirol und Norditalien vergleichbar. Schon für sich genommen wirkt die schlanke hohe Stele wie eine Anschlagtafel. Und tatsächlich haben Unbekannte ihre relativ weiche Sandsteinoberfläche bearbeitet. Auf einer Seite sind lediglich Rillen und Vertiefungen eingemeißelt. Die Vorderseite aber zeigt im oberen Teil fünf stabartige Dolche untereinander und eine ovale Scheibe.



Auf dem Kilchberg werden 1968 keltische Hügelgräber ausgegraben. Heute ist das Areal wieder mit Erdreich verfüllt und zu Hügeln geformt





Wissenschaftler haben den Menhir von Weilheim 2014 nicht nur mit einem Laserscanner dreidimensional exakt vermessen. Sie haben die abgebildeten Dolche inzwischen auch wiedererkannt. Ein vergleichbarer Dolch ist in einem Depotfund in Rottenburg am Neckar ausgegraben worden. Wie man heute weiß, datieren solche Stabdolche in die frühe Bronzezeit vor etwa viertausend Jahren. Sie sind damals europaweit in Mode – von Irland und Skandinavien bis ans Mittelmeer. Kämpfen kann man damit zwar nicht. Aber als Zeichen von Macht und Herrschaft oder in einem kultischen Kontext machen die schillernden Schmuckwaffen sich prächtig. Mit der Stele will womöglich jemand zeigen, dass er über großen Reichtum und militärische Macht verfügt. Die Schale auf der Stele ist in diesem Zusammenhang als Zeichen der Sonne gedeutet worden. Einige glauben, auch eine Mondsichel darunter zu erkennen.

Für Tübingen markiert der Menhir von Weilheim den Beginn einer neuen Zeit, in der Metalle ganz neue Möglichkeiten zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Schmuck eröffnen. Das Original wird deshalb im Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg in Konstanz aufbewahrt. Eine exakte Kopie steht etwa 50 Meter vom Fundort entfernt.



*Durch einen Zufall kommt 1985 der Menhir von Weilheim aus der frühen Bronzezeit vor etwa 4000 Jahren ans Tageslicht. Heute steht eine exakte Kopie unweit der Fundstelle*

Foto: wikipedia / BSteff77

Bislang können die Menschen nur aus Rohstoffen durch Abschläge, Bohren und Feilen Gegenstände herstellen. Die sind schwer oder wenig belastbar. Erstmals gelingt die Schmelze von Kupfer. Als dann noch jemand ein Zehntel Zinn hinzufügt, hat die Menschheit einen Grundstoff mit enormem Potenzial: Bronze. Ein ganzes Zeitalter ist nach ihm benannt. Die Menschen, die damals den Menhir in Weilheim aufstellen, gehören zu einer Kulturgruppe, die von Tübingen im Süden bis Heilbronn im Norden siedelt. Reste eines späteren Weilers haben sich auf dem Kirchberg bei Reusten gefunden. Ein Unvorsichtiger verliert ein Randleistenbeil im Neckar. Zumindest wird es dort Jahrtausende später unterhalb des Stauwehrs in Tübingen wieder ausgebaggert.

Mit der Zeit ändert sich nicht nur der Einsatz von Metall, der übrigens die Nutzung viel günstigerer Steinwerkzeuge keineswegs verdrängt. Auch mit den Toten gehen die Menschen anders um. Es kommt nun in Mode, die Leichname zu verbrennen und die Asche in tönernen Urnen zu begraben. Welche religiöse Vorstellung dahinter steckt, hat diese immer noch schriftlose Urnenfeldkultur bislang nicht preisgegeben. Bestattungen gibt es zum Beispiel in der Nekropole im „Geigerle“, die dann auch in der nachfolgenden Eisenzeit

## Die Sonne im Zentrum

Johannes Kepler ist einer der Väter moderner Naturwissenschaft. Seine Planetengesetze bringen Dynamik ins Weltall, auch wenn er darin weiter göttliche Fügung sieht. Sein akademisches Rüstzeug erhält der Gelehrte in jungen Jahren in Tübingen

Man kann es für ein Vorzeichen halten, dass die Eltern des kleinen Johannes Kepler ausgerechnet den Gasthof „Zur Sonne“ in Ellmendingen angemietet haben. Aberglaube ist im ausgehenden 16. Jahrhundert schließlich noch weit verbreitet. Keplers Mutter Katharina, die sich auf den Gebrauch von Wildkräutern für die Hausapotheke versteht und sich für Astronomie interessiert, wird später sogar als Hexe angeklagt. Sie ist es auch, die dem zierlichen und oftmals kränklichen Jungen, er ist als Frühchen zur Welt gekommen, für die Wunder der Natur begeistert. In einer Novembernacht des Jahres 1577 nimmt sie den Sechsjährigen mit hinaus und zeigt ihm einen besonders hellen Kometen, der als rot leuchtende Kugel mit gekrümmtem rauchendem Schweif für das bloße Auge sichtbar für einige Tage und Nächte über das Firmament zieht.

Der Himmelskörper trägt heute den wissenschaftlichen Namen C/1577 V1. Mit ihm wird sich Kepler später in seinem

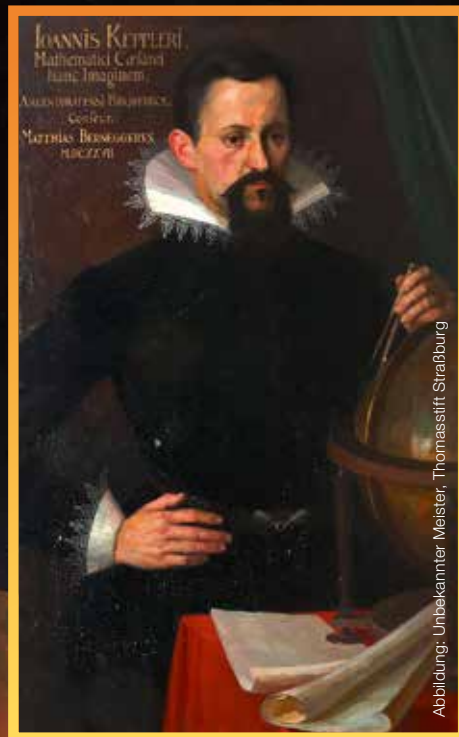


Abbildung: Unbekannter Meister, Thomassift, Straßburg

*Johannes Kepler (1571–1630) erklärt die Bewegungen der Planeten physikalisch*

Leben noch ausführlich beschäftigen. Zuerst aber besucht der Junge trotz der wirtschaftlich eher prekären Verhältnisse seiner Familie die Lateinschule, weil er aus Sicht seiner Eltern „sonst zu nichts taugt“. Schon im elterlichen Gasthof hat er immer wieder durchreisende Gäste mit seinen Rechenkünsten beeindruckt. Im Alter von 17 Jahren erhält er 1589 ein Stipendium für das Evangelische Stift in Tübingen. Der

gläubige Protestant möchte Priester werden, aber es kommt anders.

Der Dekan der Tübinger Artistenfakultät ist in diesen Jahren Michael Mästlin. Der gebürtige Göppinger ist zwar ebenfalls Theologe. Nach intensiven Studien interessiert er sich aber vor allem für Sonne, Mond und Sterne. Schon Jahre zuvor hat er für seine Privatbibliothek in der Burgsteige 7 ein Exemplar der Hauptschrift von Nikolaus Kopernikus erworben und inzwischen mit vielen eigenen Kommentaren versehen. Nun macht Mästlin unter anderem seinen Studenten Kepler mit

der revolutionären Idee vertraut, dass die Sonne und nicht die Erde im Mittelpunkt der Welt steht. Wie die anderen damals bekannten Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bewege sich die Erde auf einer festen Bahn um das Zentralgestirn. Der besagte Komet spielt für Mästlin dabei als Beweis eine besondere Rolle. Wie Tycho Brahe geht er davon aus, dass es sich um einen Him-

melskörper außerhalb der Erdatmosphäre, ja sogar außerhalb der Umlaufbahn des Mondes handelt. Damit geht er über antike Überzeugungen von Plato und Aristoteles hinweg, die bis jetzt das humanistische Gedankengut bestimmt haben.

Johannes Kepler nimmt die aktuellen Diskussionen in der Gelehrten-Community begierig auf. Nach seinem Magister in Tübingen veröffentlicht er selbst, inzwischen als Mathematik-Lehrer an der Stiftsschule in Graz angestellt, 1596 mit dem „Mysterium cosmographicum“ eines seiner Hauptwerke. Sein alter Lehrer in Tübingen

hat ihm tatkräftig dabei geholfen, die Planetenbahnen noch weitaus exakter zur berechnen. Allerdings ist Mästlin noch stark dem alten Denken verhaftet. Das kopernikanische Weltbild betrachtet er nur als theoretisches Modell, um den Stand der Planeten am Himmel vorausberechnen zu können. Mit physikalischer Realität hat es in seinen Augen nichts zu tun. Davor schreckt er zurück.



Abbildung: Zeitgenössischer Holzschnitt

*Michael Mästlin (1550–1631) wird zum wichtigsten Mentor Johannes Keplers*





Abbildung: Peter Codicillus von Tulechova

1577 fasziniert ein besonders heller Komet die Menschen auf der Nordhalbkugel der Erde, so wie hier gezeigt in Prag. Der junge Kepler sieht ihn

Johannes Kepler geht einen bedeutenden Schritt weiter. Trotz Mästlins Spott bringt er Kopernikus' Theorie mit den exakten Messungen Tycho Brahes in Einklang, dessen Nachlass er ordnet. Dazu erkennt er in den Bahnen der Planeten Fernwirkungen der Sonne in einem dynamischen System. Es sind also physikalische Zusammenhänge, die da am Firmament am Werk sind und nicht irgendwelche mythischen Wesen, die hilfswise die Himmelskörper anschieben. Der junge Mathematiker und Astronom formuliert sie in seinen drei berühmt gewordenen Keplerschen Gesetzen. Erst knapp ein Jahrhundert später wird Isaak Newton ihre Richtigkeit auch experimentell nachweisen. Auch neue optische Instrumente wie das Teleskop weiß Kepler als wertvolle Hilfsmittel zu

schätzen. So bestätigt er die Beobachtungen seines Zeitgenossen Galileo Galilei mit dem Teleskop. Die wissenschaftliche Revolution, die den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit entscheidend prägt, vollzieht sich in mehreren Generationen. Entscheidende Grundlagen dafür werden im evangelischen Stift Tübingen gelegt. Letztlich bleibt auch Johannes Kepler aber ein Kind seiner Zeit. Für ihn sind Astronomie und Theologie stets zwei Seiten einer Medaille. Im Zusammenspiel der Sonne und der Planeten sieht er die göttliche Harmonie eines schöpferischen Gottes am Werk. So verteidigt er Kopernikus' Überzeugungen stets auch theologisch. Zu dieser Welt-sicht passt dann auch die Überzeugung, dass die Konstellation der Himmelskörper Einfluss auf das Leben der Menschen auf der Erde hat. Mitten im verheerenden Krieg um die Vorherrschaft der Konfessionen, der Mitteleuropa ab 1618 drei Jahrzehnte lang verwüstet, hat Kepler deshalb kein Problem damit, für seinen Mäzen Albrecht von Wallenstein exakte Horoskope zu erstellen. Dabei sieht er offenbar nicht

voraus, dass sein Gönner nicht zahlungsfähig oder -willig ist. Vergeblich versucht Johannes Kepler 1630 auf dem Reichstag in Regensburg noch ausstehende Geldversprechen seines Gönners in Höhe von 12000 Goldgulden einzutreiben. Die Reise laugt ihn derart aus, dass er wenig später am 15. November 1630 noch in Regensburg verstirbt. Dabei wäre seine Warnung durchaus Gold wert: Seinem Kunden hat Kepler ob mit Hil-

fe der Gestirne und Planeten oder mit Weitsicht und Glück massive Schwierigkeiten vorausgesehen – und zwar im Jahr 1634. Tatsächlich wird der inzwischen vom Kaiser abgesetzte Generalissimus am 25. Februar 1634 in Eger von mehreren Offizieren mit einer Stichwaffe heimtückisch ermordet.



Foto: Barbara Hommer © Verkehrsverein Tübingen

Im Evangelischen Stift findet der junge Priester-Anwärter Johannes Kepler Aufnahme, interessiert sich dann aber doch mehr für Mathematik und Astronomie



## Krafft schaut ins All

Der Blick in den Sternenhimmel hat in Tübingen wenig mit Romantik zu tun, sondern fast immer einen praktischen Hintergrund. Mit der ersten Sternwarte auf dem südöstlichen Schlossturm erhält die Astronomie ein festes Domizil. Später entsteht ein zweites auf der Waldhäuser Höhe

„Durchlachtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr!“ Wer einen Brief so anfängt, der hat entweder etwas ausgefres-

sen oder ein kostspieliges Anliegen. Als sich der Astronomie-Professor Johannes Kies im Oktober 1765 mit verbalen Bücklingen schriftlich an seinen Landesvater in Stuttgart wendet, geht es ihm um letzteres. Er schreibt weiter: „Euer Herzoglichen Durchlaucht die Fehler der hiesigen Sternwarte untertänigst vorzustellen, wage ich es mit desto getrosterem Mut, als Höchst-dieselbe über meine bisherige Arbeiten niemals einige Ungnade und Missvergüßen geäußert haben, welche Höchste

Gnade ich auch mit dem tiefsten Respekt tagelebens zu verehren und mich Höchst derselben immer würdiger zu machen nach allen Kräften bestreben werde“. Nach diesen Floskeln kommt es dicke. Die Sternwarte in ihrer jetzigen Form sei kaum brauchbar, erklärt der Wissenschaftler und nennt viele bauliche Details. Und bei Glatteis im Winter sei der Weg auf den Schlossberg lebensgefährlich.

Mit den ersten Schritten der modernen Naturwissenschaft haben auch die Mathematik und die mit ihr eng verbundene Astronomie in Tübingen beachtliche Fortschritte gemacht. Von Johannes Stöffler und seiner astronomischen Uhr am Rathaus war bereits die Rede, ebenso von Michael Mästlin und Johannes Kepler. Genannt sei der Vollständigkeit halber an dieser Stelle noch Wilhelm Schickard, der 1619 zunächst als Professor für Hebräisch an die Tübinger Universität berufen wird. Dort nutzt er sein mechanisches Geschick nicht nur für eine Lernhilfe zur Konjugation hebräischer Verben in Form zweier drehbarer Scheiben und bastelt einen Kegel mit dem aufgezeichneten Sternenhimmel. Für astronomische Berechnungen baut er auch die erste Rechenmaschine, mit der sich bis zu sechsstellige Zahlen addieren oder abziehen lassen. Ein Nachbau aus dem Jahr 1960 beweist, dass die



Abbildung: Johann Jakob Haid  
Rahmen: Adobe Stock / visualpix

Der Physiker Georg Wolfgang Krafft (1701–1754) wird erster Leiter der Universitätssternwarte

„Rechenuhr“ einwandfrei funktioniert. In seinen letzten Lebensjahren bis 1635 tritt Schickard dann an die Stelle Mästlins als Professor für Astronomie, bevor die Pest ihn holt.

Für systematische astronomische Beobachtungen fehlt allerdings lange das notwendige Instrumentarium. Erst 1752 regt Herzog Carl Eugen den Bau einer Universitätssternwarte an. Weil der Mann als Despot gilt, der keinen Widerspruch duldet, geht man die Sache zügig an. Auf dem Nordostturm des Schlosses wird eilig ein voluminöser Quadrant aus Paris zur



Ende des 19. Jahrhunderts lässt Johann Gottlieb Friedrich Bohnenberger im Schlossgarten eine astronomische Beobachtungskuppel aufstellen

Foto: Martin Wein



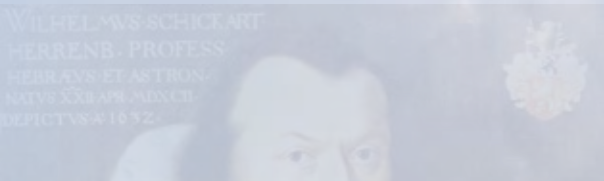


Abbildung: Conrad Meipinger, Tübinger Professorengalerie



Wilhelm Schickard (1592–1635) konstruiert in Tübingen die erste mechanische Additions- und Subtraktionsmaschine für astronomische Berechnungen

Winkelbestimmung von Sternen zum Horizont aufgestellt. Dazu kommen eine Pendeluhr und ein eindrucksvolles fünf Meter langes Fernrohr. Die Leitung übernimmt der Physiker Georg Wolfgang Krafft. Krafft hat in Tübingen den Magistertitel erworben. Aber danach hat er im zaristischen Russland am St. Petersburger Gymnasium gelehrt und ist dort Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften geworden.

Ein Mann also, mit dem man sich schmücken kann. Das lässt sich von der Ausstattung der Sternwarte nicht unbedingt

sagen. Die Instrumente stehen auf einem Holzpodest und wackeln. Und auch ein fünf Meter langes Fernrohr mit langer Brennweite bringt nicht wirklich Durchblick. Weil die unterschiedlichen Wellenlängen des Lichts auch unterschiedlich stark gebrochen werden, ergeben sich störende schillernde Farbsäume. Längst gibt es deshalb inzwischen modernere Instrumente, die das Problem mit mehreren unterschiedlich gebrochenen Linsen elegant lösen. Diesen Sachverhalt einem absolutistischen Herzog zu vermitteln, ist allerdings eine heikle Aufgabe. Krafft überlässt sie lieber seinem Nachfolger Johannes Kies, der aus Berlin eine deutlich bessere Ausstattung gewohnt ist. Es dauert dann noch bis 1785, bis ein Umbau Verbesserungen bringt.

Das Jahr 1806 bringt der Universität eine gravierende Änderung ihrer Rechtsverhältnisse. Sie ist nun keine Kooperation mehr, die sich aus ihren eigenen Mitteln unterhält, sondern vielmehr eine Institution des neu entstandenen Königreichs. Finanziellen Vorteil bringt das vor allem den naturwissenschaftlichen Fächern, die zunehmend spezielle Apparaturen und Material für ihre Lehre und Forschung benötigen. Jetzt können sie auf Landesförderung setzen. Für die Astronomie weiß der Physiker Johann Gottlieb Friedrich Bohnenberger



Foto: Haefele

Nach dem Auszug der Universität bleibt die vom Tübinger Architekturbüro Haefele umgebaute Sternwarte als Bildungseinrichtung der Stadt erhalten

diese neuen Möglichkeiten zu nutzen. Nachdem der Sohn eines Pfarrers und Tüftlers eine Stelle an der Sternwarte angetreten hat, zieht er in eine Wohnung im Schloss, um nachts seine Beobachtungen leichter umsetzen zu können. Später vertriebt er den Hausmeister mit dessen gutgehender Wirtschaft aus dem Schlossgarten und lässt dort eine drehbare Beobachtungskuppel für ein neues Fernrohr aufstellen. Außerdem plant er von hier aus die neue Landesvermessung. Spätestens mit Beginn des 20. Jahrhunderts ist klar, dass die Sternwarte nicht mehr den wissenschaftlichen Bedürfnissen entspricht. Eine neue soll her, auf dem Österberg. Aber die Sache zieht sich, so dass sich der Physiker Hans Rosenberg 1912 entnervt eine private Beobachtungskuppel auf sein Haus setzen lässt. Es

dauert letztlich bis 1956, bis der damalige Lehrstuhlinhaber Heinrich Siedentopf den Neubau auf der Waldhäuser Höhe beziehen kann. Unter der Kuppel ein Fernrohr von Carl Zeiss Jena mit fünf Metern Brennweite, das schon 28 Jahre früher konstruiert worden ist.

2001 zieht das Institut für Astronomie und Astrophysik dann wieder um, diesmal in das ehemalige Versorgungskrankenhaus auf dem Sand. Auf der Waldhäuser Höhe plant die Stadt einen Technologiepark. Damit sind präzise astronomische Messungen nicht mehr möglich. Aber die alte Sternwarte bleibt als Einrichtung der Stadt für Bildungszwecke erhalten, betrieben von der Astronomischen Vereinigung Tübingen. Und wer genug Sterne gesehen hat, der kann hier anschließend im „Faros“ griechisch essen.

Foto Hintergrund: Adobe Stock / alexlukin



# Feuer in der Ammergasse

Was feindliche Truppen nicht bewirken, schafft das Feuer. Immer wieder vernichten Brände in Tübingen ganze Straßenzüge. Dabei haben die Bewohner der Stadt mehr Glück als Verstand. Bei Löscharbeiten sind sie lange auf Hilfe von außen angewiesen. Erst eine Katastrophe in Karlsruhe bringt 1847 ein Umdenken

Ein Blick in die Nachbarschaft müsste eigentlich Warnung genug sein. Im September 1726 hat eine einzelne umgestürzte Kerze im Haus eines Schustermeisters die ganze Reutlinger Altstadt in Brand gesteckt. 38 Stunden haben die Flammen gewütet und sind angeblich noch in Basel und Straßburg zu sehen gewesen. Auch wenn das wohl eine historische Übertreibung darstellt: Der Schaden ist riesig. Am Ende sind 882 Häuser unbewohnbar und 1200 Familien obdachlos. Fast alle öffentlichen Bauten sind ebenso zerstört wie die Vorräte für den Winter.

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein sind Großbrände für Städte eine ständige Gefahr. Bauholz ist als Fachwerk und Dachgebälk weit verbreitet. Die meisten Häuser sind günstig mit Stroh gedeckt, Blitzableiter noch nicht erfunden. Hinter den Stadtmauern herrscht drangvolle Enge, die ein Überspringen der Flammen leicht

macht. Und auf offenes Feuer in Herden und Lampen kann zum Kochen und zur Beleuchtung niemand verzichten. Schnell können sich in den schmalen Gassen aus einem Zimmerbrand ganze Großfeuer entwickeln.

Auch in Tübingen hat es immer wieder einmal gebrannt. Am 9. Juli 1280 sind bei einem Feuer 150 Gebäude verlorengegangen. 1534 ist das Universitätshaus abgebrannt und mit ihm die mathematische Bibliothek von Johannes Stöffler. Sechs Jahre später sind weitere 60 Häuser ein Raub der Flammen geworden. Die Stadt hat einen Türmer eingestellt. Der wohnt als Brandwache zusammen mit seiner Familie auf engstem Raum im Turm der Stiftskirche und muss alle 15 Minuten ein Lebenszeichen als Glockenschlag oder Trompetenstoß von sich geben. Was im Falle des Falles zu tun ist, bleibt indessen unbesprochen.

Dabei ist die Stadt besonders nach den vielen Kriegen des 17. Jahrhunderts in einem beklagenswerten Zustand. Misthaufen türmen sich in den Gassen. Geflügel flattert herum. Fluchtwege sind mit Karren und Gerümpel versperrt. Viele Häuser werden von der verarmten Bevölkerung nur notdürftig instandgehalten. Um Fragen wie Brandschutz kümmert sich niemand. Es bleibt nur Gottvertrauen.



Foto: Martin Wein

*Angeblich greift Herzogin Franziska Theresia Reichsgräfin von Hohenheim persönlich zum Eimer, um Löschwasser aus dem Georgsbrunnen zu schöpfen. Der heutige Brunnen ist eine Rekonstruktion von 1976*

Am 24. Oktober 1742 kommt es zum ersten größeren Unglück: Die Spitalscheuer fängt Feuer. In den Flammen verbrennen öffentliche Obst- und Getreidevorräte für den Winter. Der Brand greift außerdem

auf mehr als ein Dutzend Häuser in der Nachbarschaft über. 29 Jahre später ist es dann wieder soweit. In der Augusthitze 1771 bricht in der Nähe vom Haagtor in der Ammergasse ein weiterer Brand aus.





Damals heißt sie nach den hier ansässigen Handwerkern, die das Wasser der Ammer nutzen, noch Gerbergasse. Obwohl es also Löschwasser gäbe, ist die Bevölkerung nicht in der Lage, das Feuer unter Kontrolle zu bringen. Erst Feuerwehrmänner aus Rottenburg und Reutlingen ersticken schließlich die Flammen. Diesmal sind 15 Häuser und fünf Anbauten vernichtet und es hat die ärmsten Schichten der Bevölkerung getroffen. 40 Familien mit 170 Personen haben kein Zuhause mehr. Menschen sterben. Beim Wiederaufbau lässt man immerhin das Neugässle als Brandschneise offen.

1602 hat der Jura-Professor Johannes Hochmann für Bürgersöhne aus seiner Heimatstadt Biberach sowie für andere ehrlich geborene Studenten ein Wohnheim in der Pflughofstraße gestiftet. Am späteren Abend des 9. September 1789 bricht dort ein weiteres Feuer aus. Es wird der schlimmste Brand in Tübingens Stadtgeschichte. Die ganze Straße bis auf den Pflughof brennt nieder. Die Flammen fressen sich weiter in die Metzgergasse und auf den Holzmarkt. Auch der herzogliche Marstall brennt nieder. 104 Familien verlieren alles bis auf ihr Leben.

Zu einer Brandkatastrophe wird das Feuer vor allem durch den Egoismus der Bevölkerung, berichten Augenzeugen. Wäh-

rend die herbeigeeilte Herzogin Franziska angeblich beherrscht Löschwasser aus dem Georgsbrunnen schöpft, schaffen viele andere lieber eigenes Hab und Gut aus der Stadt und blockieren die Wege. Oder sie betrachten den Brand als ein sehenswertes Schauspiel und drängeln sich auf dem Chorumgang der Stiftskirche zusammen. Nicht bedacht haben sie, dass das Blei in den Eisenklammern schmelzen könnte. Mit einem Mordsgetöse bricht die Brüstung heraus. Zwei Menschen werden völlig vermeidbar erschlagen, zwölf weitere schwer verletzt.

Zu einer eigenen Feuerwehr kommt Tübingen trotzdem erst mehr als ein halbes Jahrhundert später. Erst nachdem im Februar 1847 ein Vorhangbrand im Großherzoglichen Residenztheater in Karlsruhe 65 Leben gekostet hat, schlagen 15 Mitglieder der progressiven Tübinger Turnergemeinde um den Jurastudenten Theodor

Georgii dem Gemeinderat die Bildung einer festen Feuerlöschtruppe vor. Pompiers-Corps nennt man das damals. Im Gasthof zum Lamm kommt es im Mai zur Gründungsversammlung. Die sparsamen Gemeinderäte wollen es mit dem kommu-

nenal Engagement indessen nicht gleich übertreiben. Die Helme der Männer finanzieren sie aus der Stadtkasse, beschließt der Rat. Alle übrige Ausrüstung möge doch jeder aus eigener Tasche zahlen.



*Ein Feuer zerstört 1771 15 Häuser und vier Scheuern in der damaligen Gerbergasse, der heutigen Ammergasse. So lauschig wie heute ist es hier erst seit der Verkehrsberuhigung in den 1980er-Jahren*

Foto: Martin Wein

Hintergrundbild: Adobe Stock / peangdao

# Braune Vorzeichen

Der Boden für die nationalsozialistische Diktatur ist in Tübingen im Januar 1933 längst bestellt. Anders als auf Reichsebene stimmt hier eine Mehrheit der Bevölkerung für die Herrschaft der NSDAP. Zahlreiche personelle Kontinuitäten zeigen, wie geschmeidig die meisten sich unter braunen Vorzeichen einrichten. Widerstand bleibt eine Ausnahme. Trotzdem zeigen sich im biographischen Detail durchaus Brüche

Es ist in gewisser Weise ein sehr schlechter Aprilscherz: Als am 1. April 1934 die Vororte Derendingen und Lustnau in der Stadt Tübingen aufgehen, haben die Nationalsozialisten ein Problem. In ihrer ungezügelten Begeisterung für das neue Regime und seinen prominenten „Führer“ haben sie überall Durchgangsstraßen nach ihm benannt. Nun hat Tübingen gleich drei Adolf-Hitler-Straßen – und es droht bei aller Verehrung für den neuen Reichskanzler und Parteichef doch postale Konfusion. Zumindest in Lustnau wird aus der ehemaligen Dorfacker- und jetzigen Adolf-Hitler-Straße nun die Gustloff-Straße. In Derendingen traut man sich zu derlei nicht. So bleiben die ehemalige Mühlstraße wie die frühere Steinlachstraße namentlich Hitler gewidmet. Dass dieser Zustand nur bis 1945 währen wird,



Auch die Universität ist von der NS-Ideologie durchdrungen. Aufmarsch von SA-Studenten vor der Neuen Aula

ahnt im neuen „Tausendjährigen Reich“ wohl kaum jemand.

Die Episode an sich ist unbedeutend. Aber sie illustriert trefflich, wie willfährig, ja wie begeistert die meisten Tübinger sich 1933 den neuen Machthabern an den Hals werfen. Tübingen ist keine Stadt, der eine Diktatur aufgezwängt wird. Hier werden die ideologischen Grundlagen des NS-Regimes und seines Rassenwahns mitformuliert und lokal eigenständig umgesetzt. Diese Haltung ist schon lange vorher zu sehen. Schon nach dem Ende des Ersten Weltkriegs haben es überzeugte Demo-

kraten in der Stadt schwer, Revanchismus, die Dolchstoßlegende und völkischer Antisemitismus dagegen viele Anhänger. Als im Oktober 1929 der Zusammenbruch der New Yorker Börse die Weltwirtschaftskrise einläutet und viele Bürger ein zweites Mal um ihre wirtschaftliche Existenz fürchten, brechen sich die antidemokratischen Überzeugungen rasch Bahn. Bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 geben fast 14 Prozent der Tübinger ihre Stimme der NSDAP – ein Drittel mehr als im übrigen Wahlkreis Württemberg. Auch zwei Jahre später liegt die NSDAP

mit 40 Prozent der Stimmen bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 deutlich über dem Durchschnitt in Württemberg (30,3 Prozent) und im Reich (37,3 Prozent). Das zeigt sich auch im Gemeinderat, wo Oberbürgermeister Adolf Scheef nach der Kommunalwahl im Dezember 1931 den Friseurmeister Hans Keck, den kaufmännischen Angestellten Walter Schurr, den Rechtsanwalt Max Stockinger und den Weichenwärter-Aushelfer Eugen Schneck als erste Gemeinderäte der NSDAP vereidigt.

Eine Mehrheit in dem Gremium ist damit nicht verbunden. Aber die Vertreter der anderen Parteien pflegen keinen deutlichen Widerstand gegen die Männer, die mit ihren braunen Hemden ihre Verbundenheit mit der „deutschen Scholle“ zur Schau stellen. Vor allem Oberbürgermeister Scheef übt sich in demonstrativem Pragmatismus. Als Politiker im Landtag hat er die Fraktion der linksliberalen Deutschdemokratischen Partei (DDP) angeführt. In der Tübinger Kommunalpolitik interessiert ihn nur ein möglichst ausgeglichener Haushalt. Seine Berührungängste nach Rechts sind so gering, dass er nach der Machtaneignung der NSDAP einfach weiter regieren kann. In Ermangelung anderen Personals und weil Scheef nicht als Gefahr für die Bewegung gilt, lässt man ihn

Foto: Walter Kleinfeldt, Stadtarchiv Tübingen



im Amt. 1939 wird Scheef keineswegs im Zuge der Kriegsvorbereitungen, sondern nur aus Altersgründen abgelöst und vom Gemeinderat zum Ehrenbürger erklärt. Ein Umstand, den das Kommunalparlament erst im Jahr 2013 korrigieren und den Titel wieder aberkennen wird.

Die Umsetzung der „nationalsozialistischen Revolution“ im Frühjahr 1933 erscheint in Tübingen fast wie eine Formsache. Bei der letzten Reichstagswahl, die diesen Namen verdient, erreicht die NSDAP am 5. März 1933 mit über 49 Prozent in Tübingen die absolute Mehrheit. Zwar wird das Votum nicht formell in einer Kommunalwahl bestätigt, sondern der Gemeinderat einfach willkürlich nach diesem Ergebnis umgebildet. 27 bisherige gewählte Mitglieder werden einfach ausgeschlossen. Vier Tage später weht am Rathaus und dann auf der Neuen Aula die Hakenkreuzflagge.

De facto steht die Mehrheit der Bevölkerung aber klar hinter dem neuen Regime. Als die Polizei unterstützt von SA und SS in den kommenden Tagen 27 Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftsfunktionäre verhaftet, regt sich ebenso wenig Widerstand wie beim Ausschluss von „Juden und Fremdrassigen“ aus dem Freibad Mitte Mai. Einige aufrechte Demokraten wie Albert Weil, der jüdische Be-

sitzer der Tübinger Chronik, haben schon vorher die Segel gestrichen. Weil hat seinen Verlag nach den raschen Wahlerfolgen der NSDAP bereits 1930 verkauft und ist mit der Familie in die Schweiz gegangen. Statt der traditionsreichen Zeitung erscheint ab 1. Mai ein NS-Propagandablatt unter dem Titel „Tübinger Chronik – Neues Tübinger Tageblatt“.

Die Partei, der 1940 in der Stadt rund 2000 Mitglieder angehören werden, vor allem aber ihre zahlreichen Unterorganisationen durchdringen nach und nach das gesamte gesellschaftliche und soziale Leben. 700 Parteifunktionäre, Blockwarte und Betriebszellenleiter übernehmen die Führung und Repression der gesamten Bevölkerung. Mit Aufmärschen, Wettkämpfen und Versammlungen werden die Menschen stets beschäftigt gehalten. Die wirtschaftliche Scheinblüte im Zuge der Aufrüstung suggeriert eine echte Alternative zur als schwach empfundenen Weimarer Republik. Die Stadt widmet sich neuen Bauprojekten. Mit zusätzlichen Bildungseinrichtungen wie der Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps-Motorsportschule, der Sanitätsschule der SA oder der NSF-Bräuteschule will man sich angesichts sinkender Studierendenzahlen als Bildungsstandort im NS-Staat zusätzlich positionieren.



1882 bekommt Tübingen in der Gartenstraße seine eigene Synagoge. Am 9.11.1938 stecken Tübinger SA- und SS-Männer sie in der Reichspogromnacht in Brand und werfen die Thora-Rolle in den Neckar



# 1950

## Landestheater Tübingen

### Zwischen den Stühlen

Das Landestheater Tübingen-Reutlingen ist heute ein Flaggschiff der Tübinger Kulturlandschaft. Seine Geschichte indessen beginnt verhältnismäßig spät. Erst die französischen Besatzer machen den Weg frei für einen festen Theaterbetrieb. Bis das LTT schließlich in einer aufgegebenen Stuhlfabrik dauerhaft heimisch werden kann, vergehen dann noch einmal drei Jahrzehnte

Pinocchio, Sophie Scholl und der Fiskus haben eines gemeinsam. Sie alle stehen 2021/22 auf dem Spielplan des Landestheaters Tübingen. Nach zwei Jahren voller Lockdowns, Kontaktbeschränkungen und Abstandsgebote entdeckt in dieser Spielzeit manche und mancher Besucher bei den Aufführungen die Freuden des Theaterbesuchs als gemeinschaftsstiftendes Live-Erlebnis für sich wieder ganz neu. So ähnlich ergeht es auch den Tübingern, die nach dem Ende der NS-Zeit an einem Tag im August 1945 auf dem Marktplatz zusammenkommen. Vor historischer Kulisse wird Shakespeares „Romeo und Julia“ gegeben. Große Gefühle statt jahrelanger Durchhalteparolen entfalten eine fast magische Wirkung. Dazu kommt das hochkarätige Ensemble. Unter anderem Elisabeth Flickenschildt lockt viele Neugierige an. Man kennt die Hamburgerin da-



Eine Tribüne für die ehemalige Stuhlfabrik: Architekt Dieter Luz (rechts) erklärt die Pläne für das künftige Landestheater Tübingen

mals auch im Südwesten aus deutschen Spielfilmen wie „Der zerbrochene Krug“ oder „Romanze in Moll“. Sie hat unter Gustaf Gründgens am Staatstheater in Berlin gespielt. Reichspropagandaminister Josef Goebbels hat Flickenschildt erst im Jahr zuvor auf seine Liste „gottbegnadeter“ Künstler gesetzt. Der Erfolg mitten in der Nachkriegszeit ist so groß, dass die Truppe unter der Leitung von Wolfgang Müller und Günther Stark zunächst einfach zusammenbleibt.

Wochen später geht der Vorhang für das „Städtische Schauspielhaus Tübingen“ auf. Manche Kommunalpolitiker betrachten das Treiben mit Argusaugen. Theater hat in Tübingen keine echte Tradition. Zwar haben in der Frühen Neuzeit schon Studenten erste Stücke aufgeführt. 1522 hat Sixt Birck hier seine Komödie „Susanna“ gezeigt. Knapp 300 Jahre später ist dann sogar von einem „Komödienhaus“ vor dem Lustnauer Tor die Rede. Genutzt werde es aber „höchst selten“. In

der evangelisch dominierten Stadt gelten Bühnenstücke – besonders heitere – lange Jahrhunderte als unerwünschte Ablenkung. Nur selten gastieren reisende Schauspieltruppen in der Stadt. Selbst Lessings Theaterreform, die die Bühne zur moralischen Erziehung des Volkes heranzieht, ändert daran erstmal wenig. Erst im Jahr 1915 bekommt die Stadt wenigstens einen theatertauglichen Raum. Dazu wird der große Festsaal im Anbau des Museums umgebaut und in Schillersaal umbenannt. Nach Kriegsende ist er unzerstört. So kann hier schon im ersten Nachkriegswinter ein echter Theaterbetrieb starten, auch wenn die Besucher Holz und Kohlen zur Heizung mitbringen müssen. Auf der Bühne sehen sie viele Darsteller, die später in der Bundesrepublik große Karrieren erleben werden. Darunter sind Horst Tappert, Gustl Bayrhammer, oder Johanna von Koczian. Die französische Militärregierung unterstützt das Theater wie die Kultur allgemein. Man sieht darin zivilisierende Elemente, die zum Wachsen einer demokratischen Gesinnung beitragen werden. Das Ensemble wird von den Besatzern mit mehreren Gängen, Wein und Zigarren im Offiziers-Casino bewirtet. Die Bedenken der Stadtverwaltung bezüglich der Betriebskosten finden kein Gehör.

Foto: Thomas Müller, LTT





Foto: David Graeter / LTT

Mit Friedrich Schillers Drama „Die Räuber“ eröffnet das LTT 1979 seinen eigenen Theaterbau. 2016 gibt es eine Neuinszenierung

So gründen Tübingen und Reutlingen 1947 einen Zweckverband für ein gemeinsames Städtetheater. Als sich die Landesregierung in Tübingen angesiedelt hat, steigt sie in die Finanzierung mit ein. Das Landestheater Württemberg-Hohenzollern Tübingen Reutlingen entsteht und nennt sich irgendwann einfach LTT. Dafür wird erwartet, dass die Ensemblemitglieder mit ihren Produktionen regelmäßig auf Reisen gehen, um auch kleineren Gemeinden Theater zu bieten. Daran ändert sich auch nichts mehr, als 1952 das neue Bundesland Baden-Württemberg entsteht. Trotz aller Erfolge bleibt das Theater lange ein Theater ohne Theater.

Der Schiller-Saal wird schließlich auch für andere Veranstaltungen genutzt und es fehlt an Büroräumen, Probestüben und Werkstätten. Das Ensemble und die technischen Mitarbeiter sitzen gewissermaßen zwischen den Stühlen. Ein Umbau des Museums scheidet Anfang der 1960er-Jahre am Geld und an den Interessen der unterschiedlichen Nutzer. Dann geht 1973 die Stuhlfabrik Schäfer pleite. Drei Generationen lang haben die Mitarbeiter dort zigtausende günstiger robuster Stühle aus Ahorn oder Buchenholz gezimmert. Selbst ein Elefant hat es nicht geschafft, diese „Tübinger Stühle“ kaputt zu kriegen, wie heute noch ein Foto im Stadtmuseum

beweist. Aber billige Konkurrenz aus dem Ausland und neue Materialien haben den Betrieb letztlich doch in den Bankrott getrieben.

Kurz nach der Insolvenz kommen neue Stühle in die Fabrik – Theatersessel. Am 21. September 1979 kann nach umfangreichem Umbau der Große Saal mit der Premiere von Friedrich

Schillers Drama „Die Räuber“ eingeweiht werden. Ab 1984 kommt eine eigene Jugendsparte ans LTT und begeistert seither schon die Kleinsten für darstellende Kunst. Insgesamt stemmen die rund 125 Beschäftigten jedes Jahr rund 20 Eigenproduktionen und 900 Aufführungen. Ganz schön viel Theater für Tübingen, Reutlingen und Baden-Württemberg.



Foto: Dktue / Tuepedia

Fast drei Jahrzehnte lang spielt das Theater im Schiller-Saal des Museums



## Exzellente!

Im 21. Jahrhundert strahlt die Eberhard Karls Universität mehr denn je als Innovationsmotor weit über die Landesgrenzen hinaus. Ob in der Infektionsforschung, bei der Behandlung von Tumoren mit bildgebenden Verfahren oder beim Maschinellen Lernen setzen ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler international Maßstäbe für die Zukunft. Schon heute ist die Universität mit 18 000 Beschäftigten die größte Arbeitgeberin im Regierungsbezirk und eine wichtige Auftraggeberin für die regionale Wirtschaft

Historikern verbieten sich Was-wäre-wenn-Spekulationen fast immer. Alternative Entwicklungsszenarien überlässt man lieber den Roman-Autoren. Auch der tatsächliche Gang der Geschichte lässt sich erst aus sicherer zeitlicher Distanz wirklich bewerten. Trotzdem sei an dieser Stelle ein kurzes gedankliches Experiment erlaubt. Man führe sich vor Augen, was vielleicht passiert wäre, wenn Graf Eberhard im Bart 1477 nicht dem Drängen seiner weitsichtigen Mutter Mechthild nachgegeben und die Gründung einer Hohen Schule angestrengt hätte. Immerhin waren Universitäten seinerzeit noch keineswegs selbstverständlich und ihre Notwendigkeit nicht allgemein anerkannt. Tübingen



Praktische Laborarbeit unter persönlicher Anleitung gehört auch in der Umweltbiologie zum Studienalltag

wäre nach der Vereinigung Württembergs vermutlich in regionaler Bedeutungslosigkeit versunken. Ein Landstädtchen unter vielen. Hübsch, aber nicht herausragend. Ab und an hätte mal jemand im Schloss vorbeigeschaut. Aber die großen Zeiten der Burgen waren um 1500 praktisch vorbei. Schwer zu glauben, dass die Stadt am Rand der Alb in späteren Zeiten als wesentlicher Bildungsstandort reüssiert

hätte. Ihre wichtige Rolle im Verlauf der Reformation, ihre Bedeutung für die Ausformung des modernen Fächerkanons und gleichsam für die Demokratiebewegung im 19. Jahrhundert hätte es nicht gegeben. Wohl auch keinen Umland und all die anderen.

Keine Frage: Eberhards Entscheidung ist auch fast 550 Jahre später der zentrale Glücksfall für Tübingen. Trotzdem hat

die moderne Eberhard Karls Universität, wie sie sich heute selbstbewusst und gegen die Regeln der deutschen Rechtschreibung ohne Bindestriche schreibt, kaum noch etwas mit der Hochschule aus den Anfangsjahren oder selbst aus dem 19. Jahrhundert zu tun. Dass im kleinen Tübingen heute eine der forschungstärksten Hochschulen Deutschlands beheimatet ist, verdankt sie einem radika-

Foto: Jörg Jäger, Universität Tübingen

Foto: Jäger



len Veränderungsprozess in Aufbau und Selbstverständnis, der inzwischen bewusst zukunfts offen fortgeführt wird.

1945 ist an eine Wiederaufnahme des Lehrbetriebs ohne veränderte Vorzeichen gar nicht zu denken. Als mit Genehmigung der Franzosen am 15. Oktober das erste Wintersemester nach dem Krieg beginnt, ist das Bemühen groß, sich nunmehr freiheitsliebend und demokratisch zu zeigen. Wissenschaftler wie der katholische Religionsphilosoph Romano Guardini, der Germanist und Hölderlin-Herausgeber Friedrich Beißner oder der Biochemiker Adolf Butenandt steigern rasch den Ruf der Universität. Über Unschärfen in den Biografien vieler Hochschullehrer während des Nationalsozialismus schaut man analog zu anderen gesellschaftlichen Bereichen damals bewusst hinweg. Eine ernsthafte Auseinandersetzung hierzu setzt erst in den späteren 1980er-Jahren ein, als die Betroffenen längst aus dem Berufsleben ausgeschieden und überwiegend bereits verstorben sind.

Schon bald gibt es mehr Bewerbungen von Studienwilligen als Studienplätze. Doch erst die allgemeine Studienförderung nach dem Honnefer Modell ebnet 1957 wie andernorts den Weg von einer Hochschule für eine überwiegend bürgerliche Bildungselite zur Volksuniversität. Ist



Foto: Universität Tübingen

*Auch in der Paläogenetik ist Fingerspitzengefühl gefragt*



Foto: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

*Atom- und Quantenoptik: Studieren dicht am Puls der Wissenschaft*

die Universität 1945 mit 3500 Studierenden, vor allem ehemaligen Soldaten, in den Lehrbetrieb gestartet, so sind 1962 bereits mehr als 10000 immatrikuliert. 1980 hat sich die Zahl der Studierenden dann nochmals verdoppelt. Im Wintersemester 2021/22 studieren schließlich 28159 junge Frauen und Männer in 200 verschiedenen Studiengängen von Ägyptologie bis Zahnmedizin. Diese Reihenfolge der Geschlechter ist übrigens nicht nur der Höflichkeit geschuldet: 59 Prozent der Eingeschriebenen sind inzwischen weiblich.

Das enorme Wachstum in den vergangenen Jahrzehnten zeigt sich auch baulich in vielen Neubauten vor allem auf dem Schnarrenberg, die seit 1958 einem weit-sichtigen Generalbebauungsplan folgen. Die Universität wächst gemeinsam mit der Stadt aus ihren ursprünglichen Grenzen heraus. Leer werdende Immobilien werden nach der Sanierung neuen Nutzern übergeben. Dabei erfolgt die Entwicklung im Laufe der Dekaden nicht kontinuierlich, sondern reagiert auch auf konjunkturelle Zyklen, die Ausgaben für Bildung den politisch Verantwortlichen in Stuttgart und Berlin mal mehr, mal weniger wichtig erscheinen lassen. In den späten 1990er-Jahren werden Kürzungspläne für den Personalbestand – zehn Prozent Abbau



# 2022

## Die Stadt heute

# Tübingen lebt auf

Im 21. Jahrhundert geht es Tübingen besser denn je. Die Stadt boomt, ohne ihren Charakter zu verlieren. Gerade die hohe Lebensqualität in einer funktionierenden Stadtgesellschaft mit regionaler Prägung und umgeben von viel intakter Natur macht die Stadt am Rand der Metropolregion Stuttgart so attraktiv. Dass bis heute keine Autobahn hierher führt, ist da eher ein Kuriosum als ein echtes Hemmnis

Der 2. Februar 2022 ist einer der besonders guten Tage für Tübingen. Hoch oben über der Stadt gibt Landeswissenschaftsministerin Theresia Bauer nach sechs Jahren Planungszeit den Startschuss für den Bau des Cyber Valley I. Tübingens Transformation zur Hightech-Wissenschaftsstadt könnte woanders kaum sinnbildlicher sein. Auf der Oberen Viehweide der einstigen Ackerbürgerstadt mit angeschlossener Universität entsteht gleich

neben den Max-Planck-Instituten für fast 56 Millionen Euro ein Forschungscampus für Künstliche Intelligenz. Auf 7000 Quadratmetern Nutzfläche soll es neben Büros und Seminarräumen einen großen Konferenzbereich geben sowie ebenerdig befahrbare Laborräume. Und das ist erst der Anfang: Zwei weitere Bauten mit zusätzlichen 14000 Quadratmetern Nutzfläche sind bereits projektiert. Das Cyber Valley ist schon heute Europas

größtes Forschungskonsortium für Künstliche Intelligenz. Hier werden Innovationen vorbereitet und begleitet, die das Verhältnis von Mensch und Maschine in den kommenden Jahrzehnten weltweit für immer verändern werden. Damit schiebt sich die Region in eine Poleposition bei der Inwertsetzung gänzlich neuartiger Technologien in der Fertigung und Logistik, in Spitzenmedizin und Forschung. Aus gutem Grund hat der Internet-Gigant



Foto: Martin Wein

Eine Bilderbuchstadt: Blick vom Neckar-Parkhaus



Foto: Barbara Henner, Verkehrsverein Tübingen

Lustvolles Erschrecken: Der Fastnetszug ist unterwegs



Urbanes Flair: Entspannen vor dem Nonnenhaus



Amazon 2021 eines seiner Entwicklungszentren für Maschinelles Lernen mit 200 Beschäftigten in direkter Nachbarschaft angesiedelt. Dort werden unter anderem autonome Zustellfahrzeuge optimiert, die in den USA bereits durch einige Bundesstaaten rollen. Die Robert Bosch GmbH will gleich 700 neue Arbeitsplätze auf einem eigenen KI-Campus schaffen. Im April 2021 hatte auch der Autobauer Porsche in Tübingen für Furore gesorgt.

Eine neue Fabrik für Batteriezellen für Elektrofahrzeuge solle binnen weniger Jahre in der Stadt entstehen, berichteten Medien. Dass sich am Ende ein Grundstück nur im benachbarten Kirchentellinsfurt fand, ist ein Rückschlag fürs Stadtsäckel. Letztlich aber profitiert von der Investition die gesamte Region. Tübingen wächst an seine Grenzen und wird zukünftig verstärkt auf regionale Kooperationen setzen müssen. Wirklich angekommen ist diese Erkennt-

nis in der Bevölkerung indessen wohl noch nicht. Im September 2021 votierte bei einem Bürgerentscheid eine Mehrheit der Teilnehmer gegen eine neue Regionalstadtbahn vom Hauptbahnhof durch die Innenstadt über das Uniklinikum zum Neubaugebiet Waldhäuser Ost mit weite- rer Anbindung nach Reutlingen. Man fühlt sich an die Diskussion um den Verlauf der Ammertalbahn vor einem guten Jahrhun- dert erinnert. Dabei kommen schon heute

jeden Morgen 15000 mehr Menschen zur Arbeit in die Stadt als sie zum Arbeiten verlassen. Entsprechende Verkehrspro- bleme sind unvermeidlich und ohne Ver- änderungen im öffentlichen Verkehr kaum abzustellen. Die Sättigungstendenzen sind in Tübingen unübersehbar. Mit 2,8 Prozent (Ende 2021) ist die Arbeitslosenquote in der Stadt der- art niedrig, dass viele Betriebe schon jetzt immer wieder Probleme haben, offene



Foto: Martin Wein



Foto: Barbara Honner, Verkehrsverein Tübingen

Mehr als Flötentöne: Konzert bei den Jazz- und Klassiktagen



Foto: Martin Wein

Lauschiges Fleckchen: Der Alte Botanische Garten





Man nehme eine Burg auf einem hohem Felssporn zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb fast auf dem geographischen Mittelpunkt von Baden-Württemberg. Darunter schlängelt sich ein grüner Fluss und an seinem Ufer liegt eine Altstadt mit gewundenen Kopfsteinpflastergässchen, lauschigen Winkeln und reichlich Fachwerk, die die Kriege unbeschadet überstanden hat. Dazu kommt ein weiser Graf, der frühzeitig eine Hochschule gründet. Führende

Denker Deutschlands und Europas stecken in der Folge hier noch heute ihre Köpfe zusammen. Und zur Garnitur für das Stadtpanorama gesellt sich noch ein ganzer Schwarm hölzerner Kähne auf dem Neckar, die die Einwohner in aller Ruhe durch den Strom stochern.

Tübingen ist schon auf den ersten Blick eine der attraktivsten Städte in Deutschland. Geschichte ist hier allgegenwärtig. Diese Chronik lädt ein zu einem unterhaltsamen Streifzug durch die Jahrhunderte von der Jungsteinzeit durch das turbulente Mittelalter mit den Pfalzgrafen, der frühen Neuzeit mit der Gründung der Eberhard Karls Universität, dem wichtigen Tübinger Vertrag von 1514 und dem Kirschenkrieg bis in die Neuzeit mit Stadtbränden, intellektuellen Diskursen unter den Geistesgrößen des 19. und den Dramen des 20. Jahrhunderts. Mehrmals war Tübingen Hauptstadt und bis in jüngste Zeit ist die Stadt besonders innovativ unterwegs – sei es auf dem Zweirad oder dem Stocherkahn. Der Historiker und Journalist Martin Wein lässt die Geschichte der Stadt und ihrer Wirtschaft lebendig werden. So lebendig wie Tübingen eben.

Kommunal Regional Emotional

**WIKOM** MEDIA

Verlag für Kommunale- und Wirtschaftsmedien GmbH

ISBN: 978-3-98223-088-7



9 783982 230887